

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 57 (1974)
Heft: 7

Artikel: Die Kreuzzüge - vom Freidenker gesehen
Autor: Mächler, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ganz beschwerdelos verlief die lange Reise nicht. Flora wurde einige Male hochgradig seekrank, so dass sie sich das Wiederkäuen ihres Futters ersparen konnte.

So betrat sie denn indischen Boden und wurde nun als heilig betrachtet. Erst spürte sie zwar nichts vom Heiliggewordensein. Es ging weder eine seelische noch eine körperliche Veränderung in ihr vor. Das einzige, was ihr auffiel: Sie wurde vom ganzen Dorf, in dem sie untergebracht worden war, inbrünstig angebetet. Aber sonst geschah ihr nichts. Ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, spazieren zu gehen und heilig zu sein. Das war gar nicht sehr anstrengend. Freilich, wenn sie sich im Spiegel betrachtete, fand sie, dass ihr der Heiligenschein über den Hörnern fehlte, doch war das in Indien offenbar so der Brauch. Andre Länder, andre Sitten.

Lieber wäre ihr zwar gewesen, sie hätte etwas mehr zu fressen bekommen. Auch das schwülheisse indische Klima gab der Obersimmentalerin schwer zu schaffen. Von dem vielen Ungeziefer und andern anhänglichen Quälgeistern wurde sie fast aufgeessen, und abends tat ihr vom vielen Fliegenverscheuchen der ganze Schwanz weh. Auch gefiel ihr der hier praktizierte Landwirtschaftsbetrieb nicht im geringsten. Sie fühlte sich hintangesetzt, weil man ihre schönen, grünen und nahrhaften Kuhfladen trocknete und als Brennmaterial statt als Dünger verwendete, und so den diesbezüglichen Kreislauf der Natur frevelhaft unterbrach.

Flora begann bittere Heimwehtränen zu vergiessen. Dennoch spendete sie weiter ihr köstliches Manna, was ihr Euter hergab, in überreichlichem Masse an die darbende Bevölkerung. Willig in jeder Hinsicht, hätte sie sogar zusätzlich Eier gelegt, wenn sie dessen fähig gewesen wäre.

Aus Solidarität mit dem indischen Volk begann sie aber schliesslich selber zu hungern. Denn der kahle Boden erzeugte nur wenig Gras, und dieses wenige Gras wurde vorweg durch Ratten, Mäuse, heilige Kühe und andere Menschen kahlgefressen. Damit verminderte sich natürlich auch ihre Milchleistung.

Sie magerte zusehends ab. Die Rippen begannen ihr so hervorstechen, dass man darauf Klavier spielen konnte. Es war übrigens das einzige Kla-

vier im ganzen Dorf. Der indische Stier, mit dem sie eines Tages vorübergehend verheiratet werden sollte, bemühte sich gar nicht erst, seiner Pflicht nachzukommen, sondern wandte sich verächtlich ab, weil er nicht für Kuhgerippe schwärmte. Was nützt es einem, heilig zu sein, wenn man derart verschmäht wird und nichts zu fressen kriegt, dachte sie oft in Wehmutsanfällen. O gäbe es in Indien weniger Heiliges, dafür mehr Menschliches, beziehungsweise Tierisches! Ausserdem litt sie an Maul- und Klauenseuche und hatte damit bereits zwei Fakire sowie die Dorfhebamme angesteckt.

Als schliesslich ihr Kummer und Hunger zu gross wurden, entschloss sich die heilige Flora zur Landflucht, also zur Auswanderung in die Stadt. Mit ihren letzten Kräften schleppte sie sich nach dem nächsten grossen Steinhafen. Es mochte Bombay oder Kalkutta sein, sie wusste es nicht, da sie nie lesen gelernt hatte, und ausserdem war es ihr wurscht, wie das fremde Gemäuer hiess. Sie hoffte ganz einfach, von mildtätigen Passanten etwas aufgefüttert zu werden. Aber die wenigen mildtätigen Leute hatten selber nichts zu beissen, und so legte sich Flora denn schliesslich ermüdet und dem Hungertod nahe auf das erste beste Strassenbahngeleise. Natürlich war sie ein Verkehrshindernis. Hinter ihr klingelten, schrillten, hupten und brüllten die Wagenführer, die nicht mehr durchkamen und doch die heilige Kuh nicht wegstossen durften. Zuletzt stauten sich hinter ihr achtunddreissig Tramwagen ohne die geringste Aussicht, gleichentags noch

weiterfahren zu können. Der ganze Stossverkehr von Bombay oder Kalkutta brach rettungslos zusammen.

Trotz all ihrem Elend begann sich nun Flora in ihrem Element zu fühlen und ihren Triumph über die Menschen auszukosten. Nun wollte sie endlich ihre Privilegien als heilige Kuh ausnützen, nun wollte sie ganz einfach in ihrer ganzen Herrlichkeit zur Geltung kommen.

Als sie schliesslich fand, es sei nun genug des grausamen Spiels, erhob sie sich mühsam, um die achtunddreissig Strassenbahnwagen durchzulassen. Vor Hunger aber war ihr so sterbenselend zumute, dass sie sich nur noch schwankend weiterbewegen konnte. Auf einmal rutschte sie in einer Seitenstrasse auf einem weggeworfenen Kaugummi aus, stürzte und zog sich einen Schenkelhalsbruch zu. Das beschleunigte ihr Ende und kürzte ihren Todeskampf ab. Sie blieb ganz einfach unbeachtet liegen. Am andern Morgen früh ging sie ins Nirvana ein. Eine Abfallbeseitigungsmannschaft schaufelte sie zusammen mit sieben andern heiligen Kühen, die in der gleichen Nacht verendet waren, auf einen Karren und verscharrte die acht Kadaver lieblos irgendwo.

In Floras ferner Heimat wuchs indes ihr Alpenkalb zu einem stattlichen Kühlein heran. Wenn es Pech hat, das heisst, wenn die Entwicklungshilfe weiertobt, so blühen ihm alle Aussichten, wahrscheinlich auch nach Indien verfrachtet zu werden und dort wie seine Mutter als heilige Kuh ein unrühmliches Ende zu nehmen.

Jakob Stebler

Die Kreuzzüge – vom Freidenker gesehen

«Einmal, vielleicht erst in ein paar hundert Jahren, werden die vernünftigen, humanen Völker der Welt sich gegen die christliche Kirche zusammenschliessen und werden sie vor einen Internationalen Gerichtshof laden und werden sie, aufgrund ihrer Geschichte, der so langen, entsetzlichen, menscheitsverderblichen, zu dem erklären, was sie dann endgültig war...»

Diese Worte stehen in Hans Wollschlägers Beitrag zu dem von Karlheinz Deschner herausgegebenen Sammelband «Warum ich aus der Kir-

che ausgetreten bin» (München 1970). Sie stehen, etwas abgewandelt, auch am Schluss von Wollschlägers Geschichte der Kreuzzüge, «die bewaffneten Wallfahrten gen Jerusalem». Zuerst in Deschners Sammelwerk «Kirche und Krieg» (Stuttgart 1970) erschienen, ist diese provozierend aufklärerische Darstellung jetzt als Taschenbuch des Diogenes Verlags (Zürich) separat zu haben.

Ueber die Kreuzzüge aufzuklären, ist nicht überflüssig. Noch immer werden sie in massgebenden Geschichtsbüchern merkwürdig beschönigend

dargestellt. Wollschläger zeigt, was sie in Wirklichkeit waren, und belegt es quellenmässig. Es waren, jedenfalls dem geistigen Ursprung nach, Unternehmungen der Kirche, von den Päpsten und ihren Beauftragten in Gang gesetzte Kriegs- und Raubzüge, die zwei Jahrhunderte lang viele Länder und Städte verwüsteten und etwa 22 Millionen Menschen das Leben kosteten. Der Wahnwitz dieses Geschehens wird von Wollschläger dadurch besonders grell beleuchtet, dass er in die Schilderung der grauenhaften Tatsachen die bigotten Bemerkungen zeitgenössischer Chronisten einfügt. Siege der Christen werden da in pompösen Wendungen als Machtbeweise Gottes gefeiert, Niederlagen als göttliche Sündenstrafen gedeutet — obschon die Päpste den Kreuzfahrern volle Sündenvergebung und ewiges Leben zusicherten. Die vom Verfasser gezeichneten Charakterbilder der christlichen Agitatoren und Heerführer passen in ihrer Schärfe zu dem, was Schiller in einem Brief an Goethe über den berühmtesten der Kreuzzugsprediger, Bernhard von Clairvaux, geschrieben hat: Er sei ein «so weltkluger geistlicher Schuft» gewesen, wie es in der Geschichte wohl keinen zweiten gebe. Die achtbarste Gestalt gehört der Gegenseite an: Sultan Saladin. Als er 1187 Jerusalem zurückeroberte, liess er Verteidiger und Einwohner gegen Lösegeld abziehen. Nach der Einnahme der Stadt durch die Kreuzfahrer, 1099, hatten diese Zehntausende von Sarazenen hingeschlachtet.

Das Buch wird voraussichtlich manchenorts, und zwar nicht nur von Vertretern der angeklagten Kirche, unfreundlich beurteilt werden. Fehler in bezug auf die mitgeteilten Tatsachen wird man dem Verfasser zwar kaum nachweisen können, doch um so mehr die kirchengegnerische Auswahl und Deutung des Stoffes und die vom wissenschaftlichen guten Ton so gar nicht angekränkelte sarkastische Schreibweise verübeln. Wollschläger seinerseits kommt den Kritikern zuvor: «Die etablierte Geschichtsschreibung... hat aus ihrem Unvermögen, Werte zu setzen, von jeher Profession und Tugend gemacht; sie findet volles Genüge daran, das Tappen des Weltgeistes kalt und aktendienerhaft zu registrieren, und versteht sich ersatzweise allenfalls zu retardierender

Nabelschau.» Um abwägen zu können, ob das Gesamturteil über die Kirche, das Wollschläger seinem zukünftigen Gerichtshof in den Mund legt, richtig sei, wird man allerdings mehr als nur die Geschichte der Kreuzzüge kennen müssen. Im Interesse einer gesunden Leserneugier sei dieses Urteil hier nicht verraten.

Robert Mächler

Was unsere Leser schreiben

Herr Pfarrer Oehninger hat uns schon im April eine vierseitige Antwort auf die Ausführungen von Dr. Titze zukommenlassen, die damals auf seinen ersten Brief Bezug nahmen. Aus Platzgründen können wir sein Schreiben erst jetzt einrücken und auch nur seinen zweiten Teil. Im ersten empört er sich über die Kirchen- und Christenfeindlichkeit mancher Artikel in unserer Zeitschrift. Diese Artikel kommen sicher aus ehrlichem Herzen und sagen vielen unserer Leser zu. Wir haben auch keinen Anlass die Kirche zu schonen, nur weil ein weisser Rabe den «Freidenker» liest. Sie hat uns noch nie geschont.

Wesentlich sind seine Ausführungen zu den Begriffen «Dogma» und «Glauben»:

«Wer das Wort ‚Dogma‘ hört, denkt sofort an Dogmenzwang. Das ist aber nicht dasselbe. Gegen jedwelchen Dogmenzwang wird man in heutiger Zeit wohl nicht erst noch aufrufen müssen. Seine Verteidiger haben es jetzt jedenfalls schwer. Die theologische Kritik dagegen ist sowohl im protestantischen als auch im katholischen Raum unüberhörbar. Ein Dogma war anfänglich nicht mehr als eine knappe Formulierung eines Glaubensinhaltes. Erst später wurde daraus eine Verteidigungs- und noch später eine Angriffswaffe. Darum müsste man jedes Dogma zuerst nach seiner Frühaussage hin untersuchen. Zuerst war es eine Zusammenfassung. Bald aber wurde es zur Verpflichtung, und von da an begannen auch seine Schwierigkeiten. Es wurde daraus ein nicht zu diskutierender Lehrsatz, ein Axiom, von dem man ausgeht, aber hinter das man nicht zurückgeht.

Nun aber gibt es nicht nur religiöse, sondern auch antireligiöse Dogmen, auch wenn diese in keinem Codex kanonisch gefasst sind. Der von Herrn

Dr. Titze für alle Freidenker formulierte Satz: ‚Wir glauben nicht, dass es einen Gott gibt‘, ist sowohl Zusammenfassung der atheistischen Erkenntnisse als auch Ausgangspunkt aller diesbezüglichen Aussagen. Hinter das kann kein Freidenker zurück, sonst wäre er keiner mehr. Hier findet auch sein freies Denken ein Ende, es sei denn, es dürfte einer selbst als Freidenker auch ein Christ sein. Aber das wäre ein hölzernes Eisen.

Desgleichen wird auch vom ‚Glauben‘ ungenau geredet. Es wird darunter ein ‚Annehmen‘ verstanden. Eine Annahme ist eine vage Erkenntnis und hat als solche keinen wissenschaftlichen Wert. Folglich wird der Glaube als unwissenschaftliche Grösse negiert. Auf diese Weise ist es gewiss leicht, damit fertig zu werden. Aber der Glaube ist nun einmal keine naturwissenschaftliche Erkenntnisethode, die das zu Erforschende objektiviert und zugleich von sich fernhält. Glauben bedeutet nun aber nach dem Sprachbefund nicht Annehmen, sondern ‚Vertrauen‘. Das ist demnach kein erkenntnismethodischer Vorgang gegenüber einem Objekt, sondern ein existenziales Verhältnis zu einem personhaften Gegenüber. Im religiösen Bereich wird dieses Gegenüber mit ‚Gott‘ bezeichnet, wobei sich unter diesem Begriff alles sammeln kann, von den primitivsten Vorstellungen bis zu den höchsten vergeistigten Inhalten. Gott ist unableitbar und dem Glauben vorgegeben. Der Glaube als Vertrauen verstanden ist eine Existenzweise. Gott ist für mich der stete Dialogpartner. Er ist nicht mein Ueberich und nicht meine eigene Projektion. Er ist von sich aus da und als solcher für mich eine wichtige lebensorientierende Kraft. So hoch ich auch die selbstbestimmende Kraft des Menschen einschätze und auch einsetze, so möchte ich in jener Richtung nicht ‚autonom‘ sein. Ich würde mir etwas anmassen, was ich aus mir heraus nicht habe.

Mit vollem Bewusstsein habe ich die letzten Sätze in der ersten Person Einzahl geschrieben. Das alles kann man nur subjektiv aussagen. Sobald einer daraus einen für andere verbindlichen Lehrsatz macht, gerät er daneben. Vertrauen kann niemand objektivieren. Das, was man Glauben nennt, also auch nicht. Es ist für mich völlig klar, dass es daneben auch